

Die Bifurkation von Matrjoschkas

Dieser Text wurde inspiriert von Abenteuern mit kaputten Fahrrädern und billigem Alkohol, Konversationen um drei Uhr morgens und schlechtem Indie-Rock.

Heine schrieb einmal: „Ich hatte einst ein schönes Vaterland.“

Ich beneide ihn darum.

Hätte ich das geschrieben, würde man mich fragen, welches ich meine.

Ich kenne genug Leute, die meinen Akzent nicht heraushören, und ich glaube, dass sie es sind, die letzten Endes am erstauntesten sind.

Sie erfahren eventuell nur davon, wenn ich es wie beiläufig erwähne – ich sage „wie beiläufig“, weil nichts daran beiläufig ist, ich achte auf jede einzelne emotionale Regung in ihren Gesichtern, ich sehe betonte Offenheit, Erstaunen und manchmal den prüfenden Blick, der sich nicht sicher ist, welches der zahlreichen Klischees auf mich zutrifft.

Dass ich gar nicht aus diesem Land stamme, fühlt sich so ein bisschen an wie ein Mückenstich.

Wenn ich nicht daran denke, stört mich das Jucken gar nicht.

Ich scherze manchmal darüber, wie sehr ich mich auf meinen Perso freue, sobald ich 18 bin und die deutsche Staatsbürgerschaft beantragen kann.

Es ist nur teilweise ein Witz und er ist nicht besonders lustig, denn alles an meinem Geburtsland ist mir bestenfalls egal oder schlimmstenfalls nervierend.

Das gebrochene Deutsch, das meine Verwandten auf unseren Familienfeiern mit mir sprechen, die Geburtstagskarten von Namen ohne Gesichter, wie meine Mutter noch Russisch mit mir spricht, obwohl ich mit der Zeit immer öfter nach einer deutschen Übersetzung fragen musste, der dämliche Akzent und jede einzelne

Erinnerung an Russland, die aus staubigen, unasphaltierten Straßen und endlosen Taxifahrten besteht.

Und jedes Mal, wenn ich daran denke, sehe ich gleich darauf Bilder von Eiscreme für weniger als einen Rubel, viel zu bunten Rummelplätzen und einer Urgroßmutter, die in ihrer hoffnungslos unmodernen Wohnung steht und Pfannkuchen macht.

Ja, ab und zu kratze ich an diesem Mückenstich und verdammt, ich weiß, dass ich das nicht tun sollte, und ich weiß auch, dass ich es nicht andere Leute für mich tun lassen sollte.

„Ich, ähh, ich komme übrigens aus Russland, ja, ich wurde da geboren, mit drei dann nach Deutschland und so.“

Obligatorischer Augenkontakt.

„Ahhh, cool. Sag mal was!“

Den Satz kenne ich schon und ich grinse entschuldigend und erkläre, dass mein Russisch *absolut schrecklich* ist.

Aber ich muss mir anscheinend etwas beweisen und versuche es trotzdem so gut wie möglich, blättere Sätze hin, die man in der ersten Stunde seines Sprachunterrichts lernen würden und denke manchmal noch Stunden später daran, wie schwer und ungeschickt die Worte kamen, schaue in die Märchenbücher meiner Mutter, um zu sehen, wie viel ich noch verstehe und es ist, bei Gott, nicht mehr viel.

Ich frage mich, ob es ein Limit gibt, inwieweit die Redewendung „nichts Halbes und nichts Ganzes sein“ einen beschreiben kann.

Denn Deutsch ist anscheinend auch nicht so meins und ich versuche sprachliche Spontanität und diesen furchtbaren, seichten Akzent mit überdurchschnittlichem Wortschatz zu kompensieren.

Es ist unfair, dass all diese deutschen Muttersprachler mit ihren WMF-Pfeffermühlen und ihren hübschen Wohnungen und Häusern in verkehrsberuhigten Gebieten, die Worte in ihren Köpfen zu ganzen Ozeanen aus Sätzen machen können, ohne sie vorher fünf Mal zu korrigieren.

Während ich nie genug Zeit habe, um das zu überdenken, was ich sage und dann stottere, Fehler auf mehreren Ebenen mache, und mich

verhaspele, wenn meine Gedanken schneller sind als meine Zunge, die der deutschen Sprache nie vollständig zu vertrauen gelernt hat.

Dieser Sprache, diesem Land und dieser Stadt, in der ich mich mehr Zuhause gefühlt habe als in diesem Kaff in Baschkortostan, in dem ich geboren wurde und die langweiligsten Wochen der Sommerferien verbracht habe.

Ich könnte auf all die Dinge verzichten, auf die Urgroßmutter mit ihren Pfannkuchen und das Eis für weniger als einen Rubel, auf die Verwandten, die sich so fremd in Deutschland fühlen wie ich mich heimisch, und all die Zeit, die damit vergeudet wurde, meiner Mutter dabei zuzuhören, wie sie zum vierten Mal ein und dasselbe sagt, in der Hoffnung, dass ich es dieses Mal verstehe.

Doch zuallererst würde ich auf diese seichteste Spur eines Akzentes verzichten, die mich dazu verdammt, fremd in zwei Sprachen zu sein und die ich nicht loswerden kann, egal, wie sehr ich es versuche.

Ich frage mich nur, warum sie niemand anderes hört.